

Die Vielfalt kirchlicher Beteiligung als Chance der Gemeindeentwicklung

Jan Hermelink

Im Folgenden will ich – aus der Perspektive meines spezifischen Arbeitsfeldes in der Praktischen Theologie – einige gegenwärtige Problemkonstellationen der Gemeindeentwicklung benennen. Seit Längerem gilt mein Interesse dem Phänomen, genauer: den Phänomenen der Kirchenmitgliedschaft.

Mir ist dieses Thema wichtig, weil es eine andere Perspektive auf die Verhältnisse eröffnet: die Sicht der Adressaten, der Rezipient/innen kirchlichen Handelns. Was die Untersuchungen zur Mitgliedschaft thematisieren, das ist weniger amtlich, weniger professionell, weniger theologisch überformt. Mitgliedschaftsverhältnisse sind vor allem immer *vielfältiger* als ihre Theorie – sie sind darum einigermmaßen widerständig gegenüber systematischer Vereinnahmung, auch gegenüber programmatischer Emphase. Die Beschäftigung mit der Vielfalt kirchlicher Beteiligung zeigt daher, wie sehr Gemeindeentwicklung *nicht planbar ist*, wie sehr sie von je individuellen, regionalen und sozialen, aber auch kirchlich-traditionellen Vorgaben bestimmt ist.

In diesem Sinn möchte ich einige Ergebnisse aus den letzten Mitgliedschaftsuntersuchungen vorstellen und diskutieren. Nachdem die große Umfrage von 1992 unter dem Titel „Fremde Heimat Kirche“ seit Längerem diskutiert wurde, ist 2003 ein Magazin zu der jüngsten Untersuchung veröffentlicht worden: „Kirche – Horizont und Lebensrahmen“ (Hannover 2003). Unter dem Aspekt der „Vielfalt“ seien drei Dimensionen thematisiert:

- die Vielfalt der *gottesdienstlichen* Beteiligung
- die Vielfalt der kirchlichen Beteiligung *im Ganzen*
- die Vielfalt der *sozialen Milieus* in der Kirche.

Ich resümiere unter der Frage, ob und wie diese vielfältige Vielfalt in der kirchlichen Arbeit zu würdigen und zu pflegen ist.

1. Vielfalt der gottesdienstlichen Beteiligung

Schon die letzten Umfragen haben gezeigt, dass sich die kirchlichen Mitgliedschaftsverhältnisse anhand der gottesdienstlichen Beteiligung differenzieren lassen. Von Bedeutung ist hier nicht nur der (mehr oder weniger regelmäßige) Besuch des *sonntäglichen* Gottesdienstes. Anhand dieses Kriteriums, dieser Maßzahl wird – leider – bis heute nicht selten die „Kirchlichkeit“ der Einzelnen gemessen, und zwar durchaus auch von den Mitgliedern selbst – obwohl dieses Kriterium ein ziemlich ungenauer und jedenfalls verengter Indikator der kirchlichen Bindung ist.

Für die innere Verbundenheit – und erst für die Aufrechterhaltung der formalen Mitgliedschaft – sind neben den sonntäglichen Gottesdiensten die *Kasualgottesdienste* von hoher Bedeutung. Das haben die genannten Umfragen immer wieder deutlich gemacht. Zum Beteiligungsmuster „distanzierter“ (oder besser: selektiver, nämlich nach eigenen Kriterien auswählender) Kirchlichkeit gehören die – vor allem familienbezogenen – Übergangs-Gottesdienste wesentlich hinzu; der Besuch solcher Gottesdienste (zu denen auch die Christvesper zu zählen ist) motiviert und stabilisiert eine *ganz eigene Form kirchlicher Zugehörigkeit*: die Kasualgemeinde oder – wie Ernst Lange es genannt hat – „volkskirchliche Gemeinde“. Zu den Folgen der Mitgliedschaftsumfragen gehört nicht zuletzt, dass diese Form der Beteiligung in den letzten 20 Jahren gegenüber der Kern- oder „Vereinsgemeinde“ innerkirchlich stark aufgewertet worden ist.

Die letzten Untersuchungen haben darüber hinaus darauf aufmerksam gemacht: Neben diesen beiden Beteiligungskulturen gibt es noch mindestens eine weitere. Bei der Standardfrage „Wie oft gehen Sie in den Gottesdienst?“ gibt es – neben den Vorgaben „Ich gehe fast jeden Sonntag“ oder „1-2 mal im Monat“ einerseits; und der Vorgabe „nur bei den großen kirchlichen Festen und familiären Anlässen“ andererseits – noch eine weitere Vorgabe: „Ich gehe mehrmals im Jahr zum Gottesdienst [auch an normalen Sonntagen]“ – also gerade nicht nur zu den Hochfesten. Dieser Vorgabe stimmten 1992 schon 30% der befragten Kirchenmitglieder in Westdeutschland zu, 2002 waren es 35 % (Horizont und Lebensrahmen, 23). In Ostdeutschland war die Steigerung noch deutlicher, um 6% auf 41%. So viele Befragte gehen – nach ihrer eigenen

Auskunft – zwar nicht regelmäßig, aber doch auch öfter als zu festlichen Anlässen in die Kirche.

Im Anschluss an Gerhard Raus Aufsatz zur „Rehabilitation des Festtagskirchgängers“ (1977) hat Peter Cornehl plausibel gemacht: Hier zeigt sich ein weiteres Beteiligungsmuster, das kirchliche Angebote nicht nur im gemeindlich-intensiven oder im familiären Kontext wahrnimmt, sondern auf der Ebene *kultureller* Beteiligung: Der Gottesdienst wird besucht wie ein Konzert oder ein Sportereignis, eben alle ein bis zwei Monate. Das betrifft vor allem Gottesdienste mit thematischen oder kirchenmusikalischen Schwerpunkten, dazu Jubiläen, Gottesdienst aus Anlass von Ausstellungen etc. (vgl. Peter Cornehl, Teilnahme am Gottesdienst – zur Logik des Kirchgangs, in: J. Matthes (Hg.), Kirchenmitgliedschaft im Wandel, 1990, S. 26). Auch andere Angebote, die anlassbezogen sind, zeitlich begrenzt und oft themen- oder zielgruppenspezifisch, auch solche Angebote nehmen nach meinem Eindruck an Häufigkeit zu.

Auch die Struktur der *Gemeindearbeit im Ganzen* wird inzwischen stärker von derartig – zugespitzt formuliert – „eventförmigen“ Angeboten bestimmt, die thematisch und zeitlich begrenzt sind. Hintergrund dafür dürfte ein geradezu spätmodernes, inzwischen sehr verbreitetes Beteiligungsverhalten sein: Angebote, auch kirchliche Angebote werden nach *individuellem Bedürfnis und Interesse*, nach je situativem Reiz ausgewählt. Hier zeigt sich neben dem traditionellen und dem familiären Christentum ein „*Auswahlchristentum*“, das sich nach komplexen, rasch und auch subjektiv wechselnden Trends und Kriterien bildet.

Drei Einsichten sind mir im Blick auf jene Beteiligungskulturen wichtig:

- Es gibt eine *Mehrzahl* von liturgischen Beteiligungsrhythmen. Dazu gehören außer den drei genannten wahrscheinlich noch mehr; Gruppen-Gottesdienste dürften ein eigenes Beteiligungsmuster bilden, auch die Teilnahme an (bestimmten) Jahresfesten ist genauer zu untersuchen. Dabei verweisen diese liturgischen Teilnehmerhythmen auf Beteiligungstypen *im Ganzen*: Mit je eigenen Erwartungen und Einstellungen gibt es so etwas wie „Vereins-Kirche“, „Kasual-Kirche“, und eben auch „Kultur-Kirche“; mit je eigenen – entsprechend handelnden – Mitgliedern.

- Diese Beteiligungsvielfalt kommt auf die Kirche nicht von außen zu, als etwas Fremdes, mit dem sie sich – leider – auseinandersetzen müsste. Sondern diese Vielfalt wird *vom kirchlichen Handeln selbst produziert* oder doch zumindest stabilisiert: *Weil* es verschiedene Formen des Gottesdienstes gibt, und weil es auch in anderer Hinsicht verschiedene Rhythmen von Angeboten des kirchlichen Lebens gibt, *darum* kann sich eine solche plurale Beteiligungskultur allererst etablieren. Die Differenz der Formen von Kirchlichkeit ist durch ihren sozialen Kontext bestimmt (durch die Orientierung an öffentlicher Kultur, an der Familie, oder auch an der Gemeinde selbst als einer primären Lebenswelt), aber eben auch durch die Struktur der kirchlichen Angebote selbst.
- Diese Typen der Beteiligung sind allesamt *theologisch legitim*. Cornehl hat in seinen Untersuchungen zu den verschiedenen Gottesdienst-rhythmen immer wieder darauf hingewiesen: Jeder Gottesdiensttyp, also nicht nur der regelmäßige Sonntagsgottesdienst, nimmt bestimmte Aspekte der christlichen Tradition auf und macht sie stark. Das will ich hier nicht weiter ausführen.

Dazu möchte ich auf *Martin Luthers* Vorrede zur „Deutschen Messe“ (1526) verweisen. Hier stellt er ja ebenfalls verschiedene legitime, ja gebotene Gottesdienst-Typen nebeneinander, die sich je nach thematischer Ausrichtung und vor allem nach ihren Adressaten unterscheiden. Noch grundsätzlicher hat Luther darauf aufmerksam gemacht: Im Gottesdienst, in seiner Gestalt, auch in seiner Ordnung muss nichts weniger als der Grund des Glaubens zum Ausdruck kommen, nämlich die Erfahrung der *Freiheit*. Deswegen darf es keine verbindliche Normierung der Liturgie von außen geben, weder durch die Obrigkeit noch durch theologische Experten, sondern – das ist Luthers feste Überzeugung – die Gemeinde selbst muss sich die Form oder die Formen ihres Gottesdienstes je selbst suchen und gestalten.

In der Gegenwart ist dies allerdings faktisch noch weiter radikalisiert: Nicht nur Gemeinden, sondern auch *Einzelne* suchen sich je nach Erfahrung ihres Glaubens, nach ihrer Erfahrung der Freiheit, eine unterschiedliche Form von Gottesdienst und beteiligen sich daran. Die faktische Vielfalt der kirchlichen Beteiligung – nicht nur, aber auch der liturgischen Partizipation – ist daher zunächst nicht als ein Problem, sondern als ein sachgemäßer, ja geradezu *notiger* Ausdruck der Eigenart gerade des evangelischen Glaubens zu verstehen. Wenn der Glauben frei

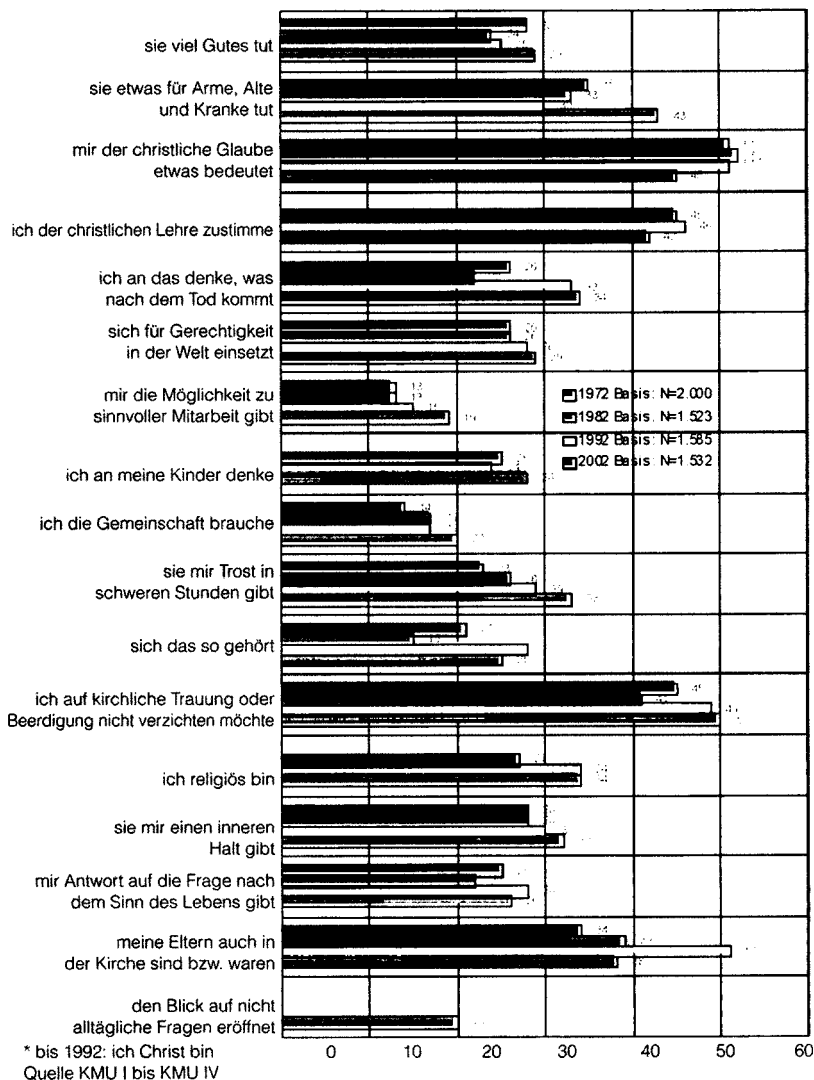
macht, dann befreit er auch Gemeinden (und Einzelne) zu einer je eigenen Wahrnehmung der kirchlichen Vorgaben. Das sei hier unterstrichen: Freiheit und Vielfalt, auch Vielfalt kirchlicher Teilnahme – das ist etwas, was zum evangelischen Glauben *notwendig dazu gehört*. Daher sollte man sich sehr genau überlegen, was man da jeweils ‚einschränken‘ will und darf.

2. Vielfalt der kirchlichen Beteiligung im Ganzen

Die jüngste Erhebung zur Kirchenmitgliedschaft lässt an verschiedenen Stellen vermuten, dass die Mitgliedschaftsbindung inzwischen bewusster und *eigenständiger* verstanden und gestaltet wird – wenn auch allmählich, und natürlich nach Milieus und Religionen sehr unterschiedlich.

Grafik 1

Mitgliedschaftsgründe der Evangelischen Kirchenmitglieder in den alten Bundesländern im Zeitvergleich (in%) Ich bin in der Kirche, weil 7-stufige Skala: 6+7 = trifft zu/trifft genau zu



Insgesamt ist die traditionsorientierte Begründung der eigenen Mitgliedschaft zurückgegangen – sichtbar am Item „Ich bin in der Kirche, weil meine Eltern auch in Kirche sind/waren“: von 51% (1992) auf 38% (2002). Auch die Begründung „weil sich das so gehört“ wird nur noch von 25% der Befragten deutlich bejaht. Dagegen steigt die Zustimmung zu eher affektiv, emotional geprägten Vorgaben wie „Die Kirche gibt mir Trost in schweren Stunden“: von 23% (1972) auf 33% (2002), oder der ebenfalls sehr vom individuellen Erleben geprägte Hinweis auf das, „was nach dem Tode kommt“ (inzwischen 34%).

Auch bei Deutung der *Konfirmation* (aaO. 21) bekommen Aussagen wie „man bestimmt jetzt selbst über sein Verhältnis zu Kirche und Glauben“ eine immer höhere Zustimmung.

Bedeutsam erscheint mir ebenso der Trend bei folgender Vorgabe: „Ich bin in der Kirche, weil sie mir die Möglichkeit zu *sinnvoller Mitarbeit* gibt“: Bis 1992 lag die Zustimmung stets unter 15%, nun sind es (immerhin) 19%. Ich sehe hier durchaus den Trend zu einer stärker partizipativen Mitgliedschaftsbegründung – was natürlich auch mit dem bereits debattierten Aspekt zu tun hat: Kirchliche Mitgliedschaft ist immer weniger selbstverständlich; vielmehr muss man sich ausdrücklicher überlegen: „*Warum* bleibe ich denn dabei?“

Dem entspricht die tatsächlich wachsende *Vielfalt aktiver, selbst gestalteter kirchlicher Beteiligung*. Neben „nur“ gottesdienstlichen Beteiligungen (die ja auch schon verschiedene Grade der Aktivität implizieren) ist – ganz traditionell – an die kirchenmusikalische Beteiligung zu erinnern: Hier gibt es Chöre der unterschiedlichsten Art, Zusammensetzung und Frequenz (Projekt-Chöre!). Dazu kommen etwa Selbsthilfegruppen, diakonische Initiativen und Projekte, vielerlei thematische Gruppen von der Friedensarbeit bis zum Taizé-Kreis.

Auch die Beteiligung „nur“ in finanzieller Form, etwa durch projektbezogene Spenden, hat zugenommen. Der Bischof der Kirchenprovinz Sachsen, Axel Noack, erzählt immer wieder von den vielen Kirchbauvereinen in Ostdeutschland: Das wäre, jedenfalls in seiner Kirche, ein blühendes Feld kirchlicher Mitarbeit – ein Feld, auf dem viele formal gar nicht in der Kirche sind, aber sich für ein bestimmtes Projekt, für eine bestimmte Kirche durchaus engagieren und dort sehr viel Zeit und Geld hineinstecken. Was das eigentlich ekklesiologisch heißt, ist noch kaum bedacht.

In den letzten Jahren bin ich selbst aufmerksam geworden auf die Beteiligung durch *Leitungsaufgaben*, also die Beteiligung im Kirchenvorstand, in Synoden und vielen anderen Leitungsgremien. In der letzten Umfrage haben wir nach der Art und Weise kirchlicher Beteiligung gefragt; und immerhin 4% der Mitglieder haben geantwortet: „Ich beteilige mich über *Leitung* in der evangelischen Kirche“ – das erscheint mir eine gewaltige, beeindruckende Menge. Ich nehme das auch in meiner eigenen synodalen Praxis wahr: Es gibt nicht wenige Menschen, die auf diese Weise intensiven kirchlichen Kontakt haben, obwohl sie andererseits sagen: „Mit meiner Ortsgemeinde kann ich im Grunde kaum noch etwas anfangen“. Hier hat sich – auf regionaler, gesamtstädtischer und landeskirchlicher Ebene – eine ganz eigenartige Bindungsform entwickelt, in der sich Intensität und Distanz zur Ortsgemeinde mischen können.

Auch diese Vielfalt selbst gestalteter Beteiligung verändert gegenwärtig das Bild von kirchlicher Arbeit, vom Leben in Gemeinden. Zwei Aspekte möchte ich hervorheben.

Zum Einen tritt hier eine Eigenart kirchlicher Beteiligung hervor, die schon bei den Kasualgottesdiensten zu beobachten war: Mitgliedschaft wird hier nicht kontinuierlich, sondern gelegentlich, und dann *auf Zeit* praktiziert. Aktivitäten in der Gemeinde, die von vorneherein zeitlich und kräftemäßig begrenzt sind, erfreuen sich wachsenden Zuspruchs. Das hat nicht zuletzt sozialstrukturelle Gründe – auch im Ganzen kann die individuelle Lebensführung in der Gegenwart nur noch „auf Sicht fahren“, nur einige Jahre, vielleicht nur Monate im Voraus planen. Es wird auf Zeit gedacht, von den Institutionen wie auch von den Einzelnen. Eben dies ist aber für die Gemeinden durchaus eine Chance: Bestimmte Projekte, bestimmte Themen haben ihre Zeit, und sind dann auch beendet. Ein Glaubenskurs, acht Wochen – dann ist er auch wieder vorbei. Auch Pastorinnen und Mitarbeiter müssen sich dann nicht auf Dauer binden.

Zum Anderen zeichnet es viele der genannten, eher selbst gestalteten Beteiligungsformen aus, dass sie weniger auf der lokalen, der parochialen Ebene angesiedelt sind. Große Kantoreien, erst recht Projektchöre haben ein *regionales* Einzugsgebiet; ebenso viele geistliche, politische und diakonische Gruppen. Ähnliches gilt für die Jugendarbeit, aber auch – wie gesagt – für die Beteiligung durch Leitung. Insgesamt wird die Region, der Kirchenkreis, das Dekanat zu einem eigenständigen Kristallisationspunkt kirchlichen Interesses. Wiederum verbinden sich hier ver-

änderte soziale Verhältnisse mit den dafür schon bereit stehenden kirchlichen Organisationsformen: Weil es regionale und überregionale Arbeitsformen gibt, *darum* kann sich die kirchliche Mitgliedschaft auch hieran orientieren.

Diese Entwicklung hat durchaus ekklesiologische Implikationen – es scheint mir gute Gründe zu geben, auch den Kirchenkreis als „Gemeinde“ im theologisch gefüllten Sinn zu begreifen. Denn hier finden sich Bindungen, die sich eben in einer Ortsgemeinde so nicht vollziehen lassen. Jedenfalls ist festzuhalten, dass es mitgliedschaftliche Pluralität nicht nur in der zeitlichen Dimension, mit verschiedenen Rhythmen gibt – sondern auch gleichsam *vertikal*, auf verschiedenen Organisationsebenen des sozialen wie des kirchlichen Lebens.

Auch die Vielfalt eigenständig gestalteter Beteiligung an der Kirche kann im Übrigen verstanden werden als sachgemäßer Ausdruck *theologischer Grundeinsichten* der Reformation. Hier kommt nicht nur die wesentlich *selbständige* Aneignung des Glaubens zur Erscheinung, auf die Luther zentralen Wert gelegt hat. Sondern hier manifestiert sich auch die Überzeugung, der Glaube habe sich vor allem im *Alltag der Glaubenden* zu bewähren – und daher sei es auch die alltägliche Lebensführung der Einzelnen, die die Gestaltung des individuellen Engagements in der Kirche prägen müsse. Je alltäglicher, lebenspraktischer, je – reformatorisch gesprochen – *berufsförmiger* das Leben des Glaubens ausgerichtet ist, desto stärker wird diese Lebenspraxis (und nicht die kirchliche Norm) das Ausmaß, die Intensität – und auch die Grenze der jeweiligen kirchlichen Beteiligung bestimmen. Dieses Beteiligungsmuster selbst verantworteter, auch selbst begrenzter Mitarbeit gewinnt nach meinem Eindruck gegenwärtig an Bedeutung. Hier wird die Gemeinde des gegenwärtigen Alltags, in dem sich das Leben des Glaubens vollzieht, in besonderer Weise ansichtig. Daher sollte diese Form von Vielfalt, diese alltagsinduzierte Vielfalt jedenfalls gestärkt werden.

Das heißt konkret etwa, dass Handlungsformen, die *in sich* unterschiedliche Partizipationsformen ermöglichen, zu stärken sind. Das Feld der Kirchenmusik ist dafür ein gutes Beispiel: Man kann im Chor mitsingen, man kann aber auch nur ab und zu ins Kirchenkonzert gehen. Man kann auch regelmäßig im Chor singen oder nur für eine kürzere oder längere Zeit zwischendurch. Ein anderes Beispiel sind die neuen Gottesdienste: Auch hier gibt es ja unterschiedliche Formen von Beteiligung: regelmäßige Mitarbeit im Team oder, alle sechs Wochen vorbeizugucken und

dort mitzumachen. Ein drittes Beispiel sind Gemeindefeste – auch hier sind ganz unterschiedliche Partizipationsformen nebeneinander möglich – und erwünscht!

3. Vielfalt der sozialen Milieus in der Kirche

Die jüngste Kirchenmitgliedschafts-Untersuchung hat sich, um die Phänomene individueller kirchlicher Einstellung und Beteiligung deutlicher wahrzunehmen, u.a. der soziologischen *Kategorie des „Milieus“* bedient (vgl. zum Folgenden Horizont und Lebensrahmen, S. 55ff). Diese neue Fragestellung trägt der Einsicht Rechnung, dass sich spätmoderne Lebensführung nicht allein am sozialen Status, an Bildung und Einkommen orientiert, sondern an bestimmten, distinkten *Lebensstilen*, die sich – vor allem im Ausdrucksverhalten, im Interaktionsstil und in der normativen Orientierung – deutlich und dezidiert voneinander *abheben*. Bekannt ist die Unterscheidung Gerhard Schulzes in fünf Milieus – vom leistungs- und kognitiv-orientierten „Hochkulturmilieu“ bis zum hedonistisch-körperbezogenen „Unterhaltungsmilieu“.

Die letzte Kirchenmitgliedschaft-Studie hat in diesem Sinne nach verschiedenen Aspekten des Lebensstils gefragt: nach dem Freizeitverhalten (jugendkulturell: Kino, Disko, Internet, Sport; oder hochkulturell; oder mit geselliger Orientierung; oder mit Schwerpunkt auf Do-it-yourself-Aktivitäten), nach dem Musikgeschmack, nach Kontaktintensität zu Nachbarn und Freunden, nach Lebenszielen (Altruismus, Naturverbundenheit / Unabhängigkeit und Lebensgenuss / soziales Prestige und bürgerschaftliches Engagement) und nach jeweiliger normativer Orientierung, etwa im Blick auf die Rolle der Frau.

Auf Grund der Antworten – und komplexer Berechnungen – lassen sich unter den befragten Kirchenmitgliedern sechs einigermaßen dichte Formationen von Lebensstilen ausmachen, die sich vor allem im Blick auf das kulturelle Ausdrucksverhalten (Jugendkultur vs. Hochkultur vs. Geselligkeit) unterscheiden sowie im Blick auf die normative Orientierung (traditionell-konservativ vs. modern-liberal), aber auch hinsichtlich der präferierten Lebensziele. Ordnet man diesen Verdichtungen – oder Clustern – soziale Verhältnisse zu, so ergibt sich ein Bild, das grafisch darzustellen ist, und das interessante Folgerungen erlaubt – etwa wenn man nach den gottesdienstlichen Gewohnheiten, oder den kirchlichen Erwartungen der verschiedenen Lebensstile fragt.



In einem zweiten Schritt hat die Forschungsgruppe nun eine Typologie der Kirchenmitgliedschaft entworfen, indem man die Befragten nach den Kategorien der (christlichen) Religiosität, also der Nähe der Gottesvorstellung zur christlichen Tradition einerseits, und nach der Kirchlichkeit – im Blick auf liturgische Beteiligung und kirchliche Verbundenheit – andererseits zuordnete.

Werden diese beiden Kategorien gekreuzt, so ergeben sich fünf Typen von A: sowohl religiös wie kirchlich intensiv engagierte Befragte (16%) – bis E: dieser Typ gibt an, allenfalls an eine „höhere Macht“ zu glauben, und markiert einen großen Abstand zur Kirche (immerhin 20%).

Lebensstile und Kirchenmitgliedschaftstypen							
	1 hochkulturell u. sozial-integrativer Lebensstil	2 Lebensstil der Geselligkeit und der Nachbarschafts-kontakte	3 „jugendlich-moderner an Lebensgenuss/ orientierter Lebensstil	4 hochkulturell u. jugend-kultureller Lebensstil	5 Jugend-kulturell und durch Eigenarbeit geprägter Lebensstil	6 Zu Hoch- u. Jugendkultur distanzierter, LS sozial gering integrierter	Gesamt
Typ 1 religiös und kirchennah	45,1%	27,4%	1,5%	17,5%	8,9%	4,5%	15,5%
Typ 2 wenig religiös und kirchennah	10,7%	4,9%	7,9%	10,0%	16,9%	7,2%	9,6%
Typ 3 religiös und kirchenfern	9,0%	15,3%	10,5%	10,8%	13,2%	16,8%	12,6%
Typ 4 etwas religiös und etwas kirchennah	33,5%	44,1%	38,3%	45,8%	43,9%	47,6%	42,2%
Typ 5 nicht religiös und kirchenfern	1,7%	8,3%	41,8%	15,9%	17,2%	24,0%	20,1%
n =	233	288	392	251	326	292	1782
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,05	100,0%	100,0%

Interessant sind hier nicht zuletzt die Typen B und C: Hier fallen Kirchnähe und Intensität religiöser Überzeugung auseinander – das ist offenbar nicht nur eine theoretische Möglichkeit, sondern das kommt empirisch vor. Auf diese Weise zeigt sich eine schon recht komplexe Pluralität kirchlicher Bindung. Insbesondere der Typ B, mit immerhin 10% der Befragten, regt zum Nachdenken an: Hier wird zwar keine christliche Überzeugung zum Ausdruck gebracht, wohl aber kirchliche Verbundenheit, auch kirchliches Engagement.

Kombiniert man nun, wie in der hier gezeigten Tabelle, die sechs Lebensstil-Cluster mit den 5 Typen kirchlicher Bindung (in den beiden Dimensionen), multipliziert man also gleichsam zwei Pluralitäten, so ergeben sich – so grob diese Operation noch ist – doch schon zahlreiche interessante Einsichten, und zwar vor allem dort, wo innerhalb eines Lebensstils die Verteilung nach den Kirchenmitgliedschafts-Typen (A-E) nicht der Normalverteilung entspricht. Das ist hier nicht im Einzelnen vorzuführen. Vier besonders deutliche und bedenkenswerte Ergebnisse will ich aber kurz markieren:

- Kirchnähe und religiös (Typ A), also typisch für die ‚Kerngemeinde‘, sind vor allem Menschen, die den beiden ersten Lebensstilen zuzuordnen sind. Hier liegen die relativen Zahlen (in Zeile 1) 30% bzw. 12% über dem Durchschnitt. Beide Lebensstil-Cluster umfassen mehrheitlich Frauen; sie sind eher an traditionellen Werten orientiert – in der Grafik [S. 62] also eher links eingeordnet – und sozial einigermaßen etabliert. Das Durchschnittsalter dieser beiden Cluster liegt bei 63 bzw. 65 Jahren. Diese sozialstrukturellen Merkmale entsprechen dem, was wir alle über die ‚Kerngemeinde‘ wissen (oder zu wissen meinen): ältere, eher weibliche Menschen, traditionell eingestellt und sozial eingebunden. Interessant ist nun, dass sich diese beiden Lebensstile gleichwohl in ihrem Ausdrucksstil markant *unterscheiden*: Auf der einen Seite finden wir hochkulturelle Interessen, an Konzert und Museum, auf der anderen Seite wird kleinbürgerliche Geselligkeit mit Volksmusik bevorzugt. *Beide* Milieus fühlen sich der Kirche stark verbunden; Mitglieder dieser Gruppen stellen insgesamt zwei Drittel der inhaltlich wie emotional intensiven Kernmitgliedschaft. Man wird hier an viele eigene Erfahrungen mit kirchlich Hochverbundenen erinnert: Es gibt hier zwei Lebensstile mit ganz unterschiedlicher Lebenshaltung, die nicht selten *in große Spannungen* geraten. Das lässt sich in jedem Gemeindehaus, in der Christvesper, auch auf dem Gemeindefest immer wieder beobach-

ten. Beide Gruppen markieren die – oft beklagte – „Milieuverengung“ des kirchlichen Lebens; aber ich finde es doch bemerkenswert, dass sich innerhalb dieses (dann doch gar nicht so schmalen) Segmentes eben zwei ganz verschiedene Lebensstile, Ausdrucks- und Einstellungs-Gruppen finden.

- Zu dieser Kernmitgliedschaft ist weiterhin ein beträchtlicher Teil der vierten Lebensstil-Gruppe zu rechnen, der kurz gesagt das links-liberale, großstädtische, jüngere Spektrum der Gesellschaft bildet. Die hier einzuordnenden Befragten sind sowohl hoch- wie jugendkulturell orientiert; es sind mehrheitlich (über 60%) Frauen, durchschnittlich 44 Jahre alt. Auch hier dürfte die gehobene soziale Stellung eine kirchliche Bindung begünstigen. Festzuhalten ist aber vor allem, dass offenbar unter den intensiv Gebundenen und Beteiligten noch ein drittes Ausdrucksmuster zu finden ist. Neben Hochkultur und Geselligkeit findet sich auch in der ‚Kerngemeinde‘ gelegentlich ein individualistisches, moderne Kultur und Kulturtechnik (Internet!) nutzendes Lebensmodell.
- Die Kombination von kirchlicher Verbundenheit, auch kirchlicher Beteiligung und relativ schwacher christlicher Überzeugung, also Typ B, findet sich überdurchschnittlich oft bei dem fünften Lebensstil, der durch Do-it-yourself- und Sport-Aktivitäten, durch popkulturelle Vorlieben und hohe Geselligkeit gekennzeichnet ist (17% im Vergleich mit dem Durchschnitt von 10% für diesen Typ). Relativ viele Menschen, die dieser Stilistik zuzuordnen sind, wohnen in Dörfern und Kleinstädten; im Durchschnitt sind sie 42 Jahre alt; dieser Cluster umfasst (als Einziger) mehr Männer als Frauen, ist aber auch stark familiär geprägt. Hier, gleichsam bei den „Häuslebauern“ (R. Schloz), ergeben sich anregende Deutungsaufgaben: Ist die familiär motivierte Beteiligung an der Kirche auch und gerade bei religiöser Distanz möglich? Oder bleibt man, weil an liberal-modernen Werten orientiert, zu den Überzeugungen des Christentums auf Abstand, insofern diese recht konservativ erscheinen – geht aber doch nicht selten zur Kirche? So deutlich wie an wenigen anderen Stellen zeigt sich hier, wie komplex, wie sehr von internen Spannungen und kognitiven Dissonanzen geprägt die kirchlichen Mitgliedschaftsverhältnisse sind.

- Schließlich noch ein Blick auf die sechsten Lebensform – die Sozialforscher bezeichnen sie als das Milieu eher passiver, zurückgezogener und traditionsloser Arbeiter, mit starker Abgrenzung gegenüber anderen Ausdrucks- und Lebensstilen, und mit stark konservativer Werthaltung. Wiederum sind hier eher Frauen zu finden (54%), das durchschnittliche Alter beträgt 53 Jahre. Stärker als andere Gruppen artikulieren diese Befragten Abgrenzung: Wir gehen weder in die Disco noch ins Konzert; wir halten uns – auch in anderer Hinsicht – sehr zurück. Dazu passt, dass diese Mitglieder – immerhin sind es 16%, also ein Sechstel – überdurchschnittlich oft dem Typ C zuzuordnen sind: Bei relativ starker religiöser Überzeugung hält man sich doch von konkreter, aktiver Kirchlichkeit fern. Für diese Menschen scheint die reale Gemeinde am ehesten sozial ausgrenzend zu wirken: Trotz der Übereinstimmung im normativen Bereich bleibt dieses Milieu auf Abstand – weil ihm soziale Kompetenz fehlt, oder weil die hochkulturellen wie die geselligen Kommunikationsformen ihm fremd bleiben?

4. Schluss: Lebensstil-übergreifende Kommunikationsformen in der kirchlichen Arbeit

Die Mitgliedschaft in relativer Nähe zur Kirche artikuliert sich, so lassen unsere Ergebnisse erkennen, offenbar in *verschiedenen* Ausdrucksgestalten der Lebensführung, die sich im gesellschaftlichen Alltag vielfältig voneinander unterscheiden. Dazu will ich noch zwei abschließende Überlegungen anstellen.

Zum Einen lässt sich der Befund einer Vielzahl von Lebensstilen in der Kirche durchaus *theologisch* rekonstruieren – nämlich als Realisation der reformatorischen *Dialektik von (einem) Glaubensgrund und (je individuellem) Glaubensausdruck*. Weil der eine Glaube sich in je eigenen Artikulationsgestalten zum Ausdruck bringen kann, ja bringen muss, darum hat zum Protestantismus immer eine Vielzahl distinkter Lebens- und Ausdrucksgestalten gehört. Es gibt eine ganze Reihe typisch protestantischer Milieus, in denen sich der individuelle Glaube in Musik, in bildender Kunst, vor allem auch in differenzierter Produktion und Rezeption von Literatur, zum Ausdruck bringt.

Der evangelische Glaube regt, historisch gesehen, offenbar zu ausgeprägten Stilen an. So ist es nur konsequent, dass auch in der Gegenwart,

soziologisch rekonstruierbar, in der evangelischen Kirche ganz unterschiedliche Stile eine bedeutsame Rolle spielen. Umso bedenkllicher erscheint es dann freilich, dass die Lebensform, die am stärksten auf Ausdruck, genauer: auf körperlichen Ausdruck bezogen ist, in der Kirche nur recht schwach vertreten ist: Der Lebensstil 3, also das hedonistische, jugendkulturelle Milieu ordnet sich in überaus hohem Maße dem Typ E zu. 41% dieses Clusters 3 haben die Auskunft gegeben, sie könnten mit Kirche kaum etwas anfangen, und ebenso wenig mit den von der Kirche vertretenen inhaltlichen Überzeugungen.

Gleichwohl gilt aber zum Anderen: Im Sozialraum der Kirche ist – wenigstens in Ansätzen, und bei allen Spannungen – doch offenbar eine die Milieus oder genauer: die verschiedenen Ausdrucksstile *übergreifende* Beteiligung und Begegnung möglich. Daher kann schließlich gefragt werden, in welchen Arbeitsfeldern, oder mit welchen Medien des kirchlichen Handelns diese kulturübergreifende Eigenart der Kirche konkret wird.

Traditionell hat sich diese kirchliche Integrativität über *Personen* realisiert: Die vielen Milieus sind, ungeachtet vieler Unterschiede, gleichwohl alle auf die eine Pastorin, auf den einen Diakon bezogen. Hier hat die hohe Bedeutung einer soliden theologischen Ausbildung ihren sachlichen Grund. Sodann hat die milieuübergreifende Kraft der Kirche ihren Grund in der Konzentration auf die Auslegung von *Texten* – die eben sehr unterschiedlich ausgelegt werden können.

An Bedeutung gewinnt nach meinem Eindruck gegenwärtig die stilübergreifende Potenz von *Räumen*. Kirchliche Räume können recht unterschiedlich in Anspruch genommen werden, mit unterschiedlichen Rhythmen, mit unterschiedlichen Andachts- und Versammlungsformen, auch mit unterschiedlichen Ausdrucksstilen. Ein Kirchenraum vermag, wie die Erfahrung zeigt, moderne und traditionelle Kunst zu verbinden; er kann für Gottesdienste, für Ausstellungen und allerhand andere Aktivitäten zugleich genutzt werden.

Schließlich realisiert sich die stilistische Integrationskraft der Kirche wohl zunehmend in *Projekten*: in kulturellen und musikalischen Unternehmungen auf Zeit, in Glaubenskursen und thematischen Reihen, etc. Auch und gerade in Projekten lassen sich ja ganz unterschiedliche Partizipationsformen parallel realisieren, wiederum auch differente Ausdrucksformen, und vor allem unterschiedliche *Intensitäten*: von einer nur

organisatorischen Beteiligung bis zu sehr intensivem inhaltlichem Engagement.

Das Paradigma für ein solches Projekt ist vielleicht das *Fest* – zugleich zeitlich begrenzt als auch inhaltlich höchst komplex. Ein Fest lebt immer auch davon, dass sich unterschiedliche Kulturen treffen, sich gegenseitig anregen, irritieren, vielleicht sogar verstören – und dass alle Einzelnen und Gruppen zugleich auf einen bestimmten thematischen Kern bezogen sind.

Eine *Kultur der Festlichkeit* entspricht insofern in hohem Maße der komplexen *empirischen* Vielfalt, die ich zu skizzieren versucht habe; und zugleich bringt eine solche Kultur des Festes, der Feste auch den theologisch-reformatorischen Grund der Kirche – der eine Glaubensgrund in einer Vielzahl von Glaubensgestalten – sachgemäß zum Ausdruck. Ich möchte daher für eine Festkirche plädieren, oder noch provokanter: für die *Eventkirche*.

Und wenn man dann das Gemeindeglied begreift als einen Ort der *Ausbildung zum Event-Management* oder, etwas vorsichtiger formuliert, als institutionalisierte Hilfe zur Vorbereitung christlicher Feste, dann ist diese Einrichtung, so glaube ich, auf einem guten Weg.